

Ich tus freiwillig ... aber nicht mehr selbstlos!

Autor(en): **Schmuckli, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **72 (2001)**

Heft 10

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ICH TUS FREIWILLIG ABER NICHT MEHR SELBSTLOS!

Von Lisa Schmuckli

Wenn Frauen Freiwilligenarbeit leisten, geschieht dies oft aus einer Selbstlosigkeit heraus. Eine fragwürdige Basis, da diese Tugend nicht selbst gewählt ist. Dabei sind Frauen aus anderen Gründen für das Sozialmanagement prädestiniert.

Frau E. ist eine ältere Dame, die zufrieden in die Welt schaut, ihre Lippen sind leicht geschminkt und ihr Kleid ist von zurückhaltender Eleganz. Eigentlich wäre sie nun pensioniert, denn ihre vielfältigen Arbeiten haben sich erledigt: Sie ist die Ehefrau des Dorfarztes im Ruhestand. Als er noch seine Praxis führte, übernahm sie selbstverständlich die administrativen Arbeiten und half, wenn immer nötig, auch im Empfang und am Telefon aus. Sie ist ebenso Mutter von vier heute erwachsenen Kindern, die sie wiederum zur Grossmutter gemacht haben. Ihre Kinder beanspruchen sie kaum noch, höchstens mal, um den jüngsten Enkel einen halben Tag oder einen Abend zu hüten.

Die neue Freizeit

In dieser neuen Phase ihres Lebens verfügt sie nun mit mehr freier Wahl über ihre Zeit. Sie hat sich entschieden, in ihrer Gemeinde freiwillig ältere Menschen im Pflegeheim zu besuchen. Regelmäs-

“Frau E. hat sich entschieden, ältere Menschen im Pflegeheim zu besuchen.”

sig besucht sie nun Frau A., der sie vor allem den Wunsch vorzulesen erfüllt, den Herrn Z., mit dem sie oft auch jastt, und Frau M., die schwierigste unter den ihr anvertrauten Menschen, da sie in ihrer Demenz oft aggressiv reagiert und ihre Angebote, spazieren zu gehen oder gemeinsam fernzusehen oder doch mal gemeinsam die Cafeteria zu besuchen, meist verweigert. Frau E. erzählt nicht ohne Freude, dass sie bereits von der Gemeinde angefragt worden sei, ob sie angesichts ihrer grossen Fähigkeit, zu organisieren und zu vermitteln, nicht bereit wäre, die freiwilligen Betreuerinnen ein wenig zu organisieren.

Von der Selbstlosigkeit ...

Der Weg war für die junge Frau E. vorbestimmt: Heirat und Mutterschaft. Sie fügte sich selbstverständlich in die Rolle der Ehefrau, Mutter und freiwillige Helferin ihres Mannes in seiner Arztpraxis. Ihre Präsenz im Haus und in der Praxis war selbstverständlich. Sie galt als äusserst arbeitsame, pflichtbewusste und ruhige Frau. Nach ihren eigenen Bedürfnissen wurde Frau E. damals kaum je gefragt; sie war eine selbst-lose Frau.

Selbstlosigkeit, wie sie Frau E. und mit ihr viele Frauen dieser Generation zu verkörpern hatten, ist eine heikle Tugend. Heikel daher, weil es eine Tugend ist, die die Gesellschaft den Frauen damals verordnet hatte. Selbstlosigkeit wurde zu einer weiblichen Kategorie schlechthin, zu einem mehr oder weniger sanften Druck der Gesellschaft auf die Frauen: Frauen hatten sich so und nicht anders zu verhalten, eben: selbstlos.

Mit dieser verordneten Selbstlosigkeit wurden Frauen immer mehr zu (scheinbar freiwilligen) Arbeiterinnen für andere; sie wurden immer häufiger unsichtbar und unhörbar. Ihre Pflicht bestand darin, für andere zu sorgen, andere zu bedienen und selber unauffällig zu bleiben. Sie waren zwar unersetzbar als tätige Mütter, im Haushalt oder im Geschäft des Mannes; aber sie durften als selbstlose Frauen kaum eigene Wünsche, Bedürfnisse und Meinungen äussern.

Diese Selbstlosigkeit als Tugend ist heikel aus zweierlei Gründen: Eine Tugend ist ja ein Wert, für den man aus freier Entscheidung und Überzeugung einstehen und dem entsprechend man auch leben will. Wird nun ein Wert verordnet und damit aufgezwungen, wird die freie Entscheidung missachtet. Als verordnete Tugend verliert Selbstlosigkeit seinen Wert für Frauen: es sind eben nicht die Frauen, die diesen Wert wählen und bestimmen; vielmehr müssen sie ihn erfüllen, um als Frauen anerkannt zu werden.

Heikel ist Selbstlosigkeit zum zweiten deshalb, weil sie Frauen zu Frauen ohne

ein Selbst, also «zu Personen ohne ein Ich» zwingt. Frauen mussten also, um tugendhaft zu leben, ihr Selbst loswerden. Erst dann waren sie richtige Frauen, wenn sie Personen ohne Ich waren.

... zur Selbstsuche ...

Zweifel an ihrem freiwilligen Tun kamen Frau E., als sie wahrnahm, wie sich ihre Tochter Sara in die Welt aufmachte. Sara wollte eine gute Ausbildung machen, um nicht als unbezahlte Dienstkraft den künftigen Ehemann unterstützen zu müssen. Sie konnte sich eine soziale Tätigkeit durchaus vorstellen, wollte jedoch eine Berufswahl und einen entsprechenden Lohn haben. Die informelle Anerkennung, wie ihre Mutter sie erhalten hatte, war ihr suspekt. In den vielen, oft auch harten Auseinandersetzungen mit ihrer Tochter realisierte Frau E., dass ihre Arbeiten oft fremdbestimmt waren: man hat ihr gesagt, was sie zu tun und wie sie zu leben habe – was sie bis anhin auch fraglos akzeptiert hatte.

Sie begann, damals, die patente Arbeitsteilung zwischen jener bezahlten und gewählten Arbeit ihres Mannes und ihrer unbezahlten und zugeschobenen Arbeit in Frage zu stellen, ihre freiwilligen Dienste zu überdenken. Ihre Selbstlosigkeit erschien ihr nicht mehr so ehrenhaft und befriedigend.

Diese Phase der Selbst-Suche ist eine schwierige Phase: die herkömmliche Lebensweise und Wertvorstellungen passen nicht mehr und das Neue zeigt sich noch nicht. Das internalisierte Bild der weiblichen Selbstlosigkeit versperrt oder erschwert den Frauen oft die Suche, und es zeigt sich auch eine Angst vor

Lisa Schmuckli, freischaffende (und oft auch freiwillig schaffende) Philosophin; Lehrauftrag an der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern in den Bereichen Ethik und Arbeit; Autorin des soeben erschienenen Buches: *Hautnah: Körperbilder – Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers*, Königstein/Taunus 2001.



Luzern in den Bereichen Ethik und Arbeit; Autorin des soeben erschienenen Buches: *Hautnah: Körperbilder – Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers*, Königstein/Taunus 2001.

der Eigenständigkeit, eine Unsicherheit vor der Selbst-Entdeckung und ein Unbehagen auch vor dem Zugriff auf die Welt. Die Selbstverständlichkeiten der traditionellen Rolle als Mutter, Hausfrau und «Mädchen für alles im Job des Mannes» bieten auch emotionalen Schutz und ökonomische Sicherheiten, die nun mit der Selbst-Suche eben auch gefährdet sind.

... hin zur Selbstbestimmung

Frau E. begann in den langen Auseinandersetzungen mit ihrer Tochter und, später, auch mit den Enkelinnen, zu realisieren, dass sie nun, befreit von den alten Pflichten, ebenso wählen kann. Natürlich hat sie dies erst langsam und oft auch mühsam lernen müssen. Ihr Pflichtgefühl, ihre Art, selbstverständlich erst für andere zu schauen, erst die Wünsche der anderen zu erfüllen, hat sie erst allmählich überlisten können, so dass sie nun selber bestimmt, wem sie ihre Zeit und ihre Fähigkeiten zur Verfügung stellen will und welche Wünsche sie sich selber noch erfüllen wird.

Sie erkannte, dass sie nicht die freiwilligen Arbeiten aufgeben will, sondern ihre Haltung zu dieser Freiwilligkeit: sie will ihre unbezahlten und unbezahlbaren Arbeiten nicht mehr selbstlos und aufgrund eines von einer Rolle her-

“ Zweifel an ihrem freiwilligen Tun kamen Frau E., als sie sah, wie sich ihre Tochter in die Welt aufmachte. ”

kommenden Pflichtgefühles erledigen, sondern sie will mitbestimmen und wählen können, welche Arbeiten sie erfüllen wird. Sie will nicht mehr selbstlos, sondern selbstbestimmt arbeiten – und sie realisiert, dass sie damit sich selber und der Arbeit einen anderen Wert einräumt.

In diesem Prozess wird Frau E. deutlich, dass ihre neu gewonnene Selbstbestimmung auch für sie einen Preis hat: Sie muss ihre Entscheidungen selber verantworten, und zwar verantworten zum einen vor sich selber, aber auch vor der kleiner Gemeinschaft um sie herum und vor der Gesellschaft.

Freiwilligenarbeit als Profession

Der Entscheid, Menschen im Pflegeheim freiwillig zu besuchen, lag für Frau E. auf der Hand: Sie kennt ihre Geduld und vertraut ihr, ist noch immer neugierig auf andere Menschen in anderen Lebenssituationen, sie genießt es, auch mal zu organisieren, und sie weiss, dass sie vor kranken Körper keine Angst oder Hemmungen hat (hier haben ihr die Erfahrungen in der Dorfpraxis gute Dienste erwiesen). Diese Besuche sind für Frau E. zu einem sozialen Engagement geworden, das sie als Profession erachtet.

Das «Soziale Sehen»

Frauen wie Frau E. bringen aufgrund ihres unspektakulären, konkreten Alltages eine entscheidende Fähigkeit in ihre Profession ein, nämlich die Fähigkeit des «Sozialen Sehens»: Sie sehen, wenn die Wohnung geputzt, das Klima der Familie gepflegt, die Besucher oder Angehörige getröstet oder das Pflegepersonal verwöhnt werden muss; sie sehen, wenn eine Pensionärin im Heim das Gespräch sucht; sie sehen, wenn es Zeit wäre, das Netzwerk unter den freiwilligen Besucherinnen aufzubauen oder in die kommunale Politik einzusteigen. Sie sehen ebenso am freiwilligen Arbeitsplatz, welcher Auftrag just in time zu erledigen ist. Frauen sind also Expertinnen im Sozialen Sehen.

Wahrnehmen und Lösungen suchen

Die Soziologieprofessorin Margrit Brückner nennt dieses Soziale Sehen Voraussetzung des erfolgreichen Sozialmanagements. Denn Soziales Sehen ermöglicht erstens, soziale Phänomene *sachlich* wahrzunehmen, Phänomene also so wahrzunehmen, wie sie sind – ohne voreilig zu kategorisieren oder zu moralisieren. Diese sachliche Wahrnehmung erleichtert es denn auch, sich mit anderen Frauen über das Phänomen bzw. die problematische Situation zu unterhalten und angemessene Lösungen zu suchen. Soziales Sehen findet zweitens an der Nahtstelle zwischen (individueller) Lebenswelt und (gesellschaftspolitischem) System statt. Soziales Sehen erfasst mit anderen Worten nicht nur den individuellen Alltag, sondern hat zugleich auch die gesellschaftlichen Strukturen oder die sozialpolitischen Probleme im Blickfeld. Soziales Sehen erschöpft sich also nicht im privaten Raum.

Der unübersichtliche Alltag

Soziales Sehen ist drittens täglich mit

der «strukturellen Unklarheit des Arbeitsauftrages» (Brückner) konfrontiert. So muss Frau E., die nach kluger Planung zuerst den Wocheneinkauf tätigen, ihren pensionierten Ehemann ins Kino begleiten, mit der zuständigen Gemeinderätin über die geplante Vernet-

“ Frau E. erkannte, dass sie nicht die Freiwilligenarbeit aufgeben will, sondern ihre Haltung zu dieser. ”

zung zusammensitzen und schliesslich Frau M. besuchen wollte, nun aber mit einem Telefon ihrer Tochter konfrontiert ist, die unerwartet ganz dringend eine Kinderhüterin braucht – diese Frau E. muss schnell, flexibel und unbürokratisch nach einer Lösung suchen, die stimmig ist. Sie muss gezwungenermassen nicht nur ihren Arbeitsablauf ändern und sich in ihrem Rhythmus unterbrechen lassen, sondern sie hat sich auch auf eine neue Gefühlslage einzulassen, vielleicht etwa auf die Müdigkeit ihrer Tochter angesichts der chaotischen Situation oder auf ihre eigene Enttäuschung.

Frauen als Expertinnen im Sozialmanagement

Diese strukturelle Unklarheit des Arbeitsauftrages also macht es notwendig, dass Frauen soziale Fertigkeiten entwickeln und sich ein spezielles Handlungswissen aneignen, das sie unkompliziert einsetzen können. In diesem oft unübersichtlichen Alltag erarbeiten sich Frauen ein wichtiges und höchst konkretes Wissen, das sie für sich nützen können.

Frauen sind also mit ihrer Fähigkeit des Sozialen Sehens und mit ihrem Handlungswissen für Sozialmanagement prädestiniert. Frauen verfügen hier über eine Stärke, eine Stärke, die in der Freiwilligenarbeit ebenso gefragt ist wie in der Wirtschaft oder in der Politik oder eben im eigenen Alltag.

Literatur:

Brückner, Margrit: Sozialmanagement – der neue Blick auf soziale Arbeit, Freiburg 1993
Weisshaupt, Brigitte: Sisyphos ohne Pathos. Selbsterhaltung und Selbstbestimmung im Alltag der Frauen, in: Bendkowski, Halina/Weisshaupt, Brigitte (Hg): Was Philosophinnen denken, Zürich 1983